

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 15. November 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 14

## Der Verlorene.

Von Max Karawatske.  
Ich stehe schweigend auf dem Bergesrand  
Und blicke sinnend in das weite Land.  
Das, tief vergoldet, liegt im Abend-  
schlein:  
Ein wundervolles Bild. Ich bin allein.  
Da kommt die Sehnsucht her mit leisem  
Schritt.  
Und die Erinnerung, sie wandert mit,  
Und beide treten stumm zu mir heran;  
Ich weiß, daß ich sie nicht vertreiben  
kann.  
Und zitternd fühlt mein Herz das alte  
Leid,  
Die Wunde brennt, die kaum geheilt  
die Zeit;  
Schwer atmend steh' ich auf der Berg-  
gasse,  
Und tief durchdrückt mich namenloses  
Weh.

## Eine unglückliche Liebe.

Humoreske von Else Ritter.  
Eine Ferienreise auf's Land zu guten  
Freunden. Meine Frau, ich, die beiden  
Kinder. Als wir eben abfahren wollen,  
kommt mein General und vertraut mir  
seine älteste Tochter an, die auf daselbe  
Landgut reist. Sie heißt Adda, ist blond  
besetzt und blau beaugt, sie ist 18 Jahre  
und hat eine „unglückliche Liebe“.  
— Wer diese Liebe ist, ohne ich nicht.  
Ein „windiger Leutnant“, sagt Papa  
General.  
Sie soll diese Liebe vergessen. Wir  
sollen keine Gelegenheit vorbegehen  
lassen, sie sie vergessen zu machen.  
Jedes Mittel ist recht. Ich hüte un-  
sern Generalstöcher, besonders bei  
so komplizierter Gemütsverfassung  
Meine Frau sagt aber, es wäre un-  
sere Pflicht, meinem General den Ge-  
fallen zu tun. Sie verspricht, mit  
alle Mühe und Unbequemlichkeiten  
dabei abzunehmen.  
Im Kleinbahnzuge! 20 Stück  
Hondgepäck! Die Kleinbahn ist heute  
eröffnet, resp. eingeweiht worden.  
Man hat sie dabei stark gefeiert. Ich  
fürchte — zu stark — denn ihr Gang  
zeigt heftige Unregelmäßigkeiten. Die  
Fahrt ist aber ein wahrer Triumph-  
zug. Fahnen — Girlanden — mehr  
oder weniger weißgewaschene Jung-  
frauen! Die Einwohner der Ort-  
schaften, die wir (durchschleifen, hätt' ich  
beinahe gesagt) also durchqueren in  
Festkollekte, mit Küchenschichten und  
Hurraufen neben uns herlaufend.  
— Unsere Kinder jubeln — meine  
Frau, die für Aufmerksamkeiten jeder  
Art empfänglich ist, verneigt sich huld-  
voll lächelnd aus dem Coupéfenster, die  
Tochter meines Generals seufzt. Mit  
dem rosigem Zeigefinger tupft sie ein  
Tränchen aus dem Augeneck.  
Plötzlich aus freiem Felde hält unser  
„Zügle“ mit kurzem Rud still, das  
Lokomotivchen höhnst jämmerlich, es  
kann nicht mehr. Ich dachte es mir  
ja, daß irgend etwas nicht funktionie-  
ren würde!  
Wir bleiben also kleben! Volk scharrt  
sich um uns, höhnlich sehen die  
Schwalben von den Telegraphendrähten  
auf uns hernieder.  
Ob der Lokomotive das Wasser  
oder das Feuer ausgegangen — ob  
— wie Kenner behaupten, von allzu  
starkem, ungewohntem Laufen eine  
Achse heiß geworden ist — Du  
ahnt's nicht.  
Da die Weiterfahrt in's Unge-  
wissene verschoben ist, steigen sämtliche Rei-  
sende aus, den schönen Sommerabend  
im Freien zu genießen. Wir lagern  
uns am Bahndamm neben einem  
Kornfeld. Die Tochter meines Ge-  
nerals, die bis jetzt andauernd ge-  
seufzt, und sich nur mit melancholi-  
schem „Ja“ oder „Nein“ an der De-  
kante beteiligt hat, fängt ein Ge-  
spräch an mit einem schiden, jungen  
Mann in blau Gehrock und Panama.  
Der junge Mann kommt mir bekannt  
vor, ich kann mich aber nicht befinden,  
wo ich ihn gesehen habe. Er stellt  
sich vor. Er reist auch für einige Wo-  
chen auf's Land. Zufällig auf das  
unserem Reiseziel benachbarte Gut.  
Seine Frau meint, es wäre ein netter  
junger Mann und vielleicht eine  
gute Ablenkung von einer unglücklichen  
Liebe. Wir sitzen nun harmonisch  
gruppiert am Bahndamm, im Schein  
der untergehenden Sonne und wa-  
ren, bis unser Lokomotivchen sich wie-  
der erholt hat. Wir pflücken Blumen  
und winden Kränze! Wir schmücken  
uns mit diesen Kränzen! Wir sin-  
gen gemeinschaftlich mit allen Reisen-  
den Waterlands- und andere Lieder:  
„O, wie wohl ist mir am A-ha-ba-  
bend, mir war A-ha-ba-bend, wenn  
zur Ruh' die Glocken läu-häu-ten“  
—  
Ein musikalisches Genie hat sich ge-  
funden, das mit einem Regenschirm  
dirigiert. Ein Amateurphotograph  
nimmt Gruppenbilder auf. Die all-  
gemeine Stimmung ist auf der Höhe  
— man ist sowohl zweiter, dritter,  
wie vierter Klasse nur einer Meinung,  
nämlich, daß man sich selten so gut  
amüsiert hat. Es ist eine Idylle!

Eben, als wir im Begriff sind, einen  
Verein zu gründen und allseitig Duh-  
brüderlichkeit zu machen, erklärt der  
Zugführer, daß unser Lokomotivchen  
sich besser fühlt, und wir weiter fah-  
ren können! — Schade!  
Der Aufenthalt bei unseren Freun-  
den übertrifft an Schönheit die lübn-  
sten Erwartungen. Bei der Ankunft  
sind wir mit Fahnen und Illumina-  
tion gefeiert worden, aus einem kleinen  
Böller hat man Salut geschossen, mit  
— Sektstößen. Unsere Freunde be-  
glaubten uns mit sichtlich Freude.  
Anschließend haben sie bei der großen  
Verspätung nicht mehr daran ge-  
glaubt, uns heute zu sehen.  
Unser Leben besteht nun aus Faulen-  
zigen und Nichtstun. Ein idealer  
Zustand, dem wir uns in dem sicheren  
Gefühl hingeben, ihn verdient zu ha-  
ben.  
Nebenher versuchen wir, uns land-  
wirtschaftlich zu betätigen und ich bin  
recht stolz darüber, wieviel Kennt-  
nisse ich doch von „Drainage“ und  
„Stall-“ oder „Wiesenfütterung“ be-  
sitze.  
Der Inhalt eines Briefes meiner  
Tochter an eine ihrer 27 „besten“  
Freundinnen illustriert im übrigen  
treffend unser Leben. Sie schreibt  
wie folgt:  
Liebe Annemarie!  
Es ist hier sehr ländlich und riecht  
nach Kuh! Eine Kuh ist so etwas  
ähnliches, wie Volles Milchwagen in  
Perlin. Es gibt auch eine Masse  
Schweine. Die Schweine sehen sehr  
schmutzig aus, weil sie nur Sonn-  
abends gebadet werden. Ich besterhe  
viele Abenteuer, besonders mit Eseln.  
Die Esel sind so „hinterlistig“, sie  
schmeicheln einen in die Nase und  
dann bekommt man Ausschimpfe, weil  
de gerade ein Fasanestiefel gewesen  
ist, wo man hinsfällt. Es ist furchtbar  
schön! Außerdem ist da noch die  
Adda, von der Vati sagt, sie ist so  
toll traurig, wir sollen sie nicht fö-  
ren. Na — ich störe sie doch gar nicht,  
wenn ich bloß auf'm Baum sitze, wo  
die Vati drunter ist, und wo so'n  
Herr neben ihr sitzt, der so'n Unfuss  
redet und immer sooooooche Augen  
macht! Auch gibt es viele Schafe und  
Dachgrüß!  
Deine allerbeste Freundin  
Lotte.

Was ich sagen wollte! Richtig!  
Bei obigem Brief fällt's mir ein.  
Der nette junge Mann aus dem  
Kleinbahn — Jodul hat bei unsern  
Freunden Besuch gemacht. Er ist  
irgendwie verwandt mit ihnen. Die  
Tochter meines Generals erschien auch  
bei diesem Besuch! Ganz in weiß!  
Sie sah hübsch aus, und war  
auch recht fröhlich. Ich finde, sie  
trägt ihre unglückliche Liebe mit  
rechter Fassung. Wir freuen uns alle,  
daß es so ist. Es zeugt von einer  
gewissen Seelengröße.  
Uebrigens wirkt unser netter Rei-  
segenosse auch sichtlich erheitert auf  
ihren Gemütszustand. Wir haben ihn  
deshalb aufgefordert, uns recht oft  
zu besuchen. Er hat sich erst eine  
Weile nötigen lassen, dann aber ver-  
sprochen, ganz gemütlich und ohne  
vorherige Anmeldung, herüberzukom-  
men.“ Die Entfernung zwischen bei-  
den Gütern beträgt höchstens eine  
halbe Stunde. Wundervoller schat-  
tiger Waldweg!  
Die Tochter meines Generals zeigt  
täglich mehr Interesse an Leben. Sie  
seufzt nur noch selten — eine Weh-  
neustärke habe ich lange nicht in  
ihren Augen gesehen. Sie ist ein an-  
genehmes, leicht zu lenkendes junges  
Mädchen. Sie schreibt viel Briefe  
trägt sie sogar persönlich zur Post.  
Biel geht sie auch spazieren. „Der  
Wald verdoht geradezu zu einsamen  
Wanderungen!“ sagt sie. Immer  
kommt sie mit geröteten Wangen und  
strahlenden Augen von solchem Spa-  
ziergange zurück. Immer hat sie  
auch irgend ein Sträußchen angepickt.  
Sei es ein Birkenzweig, ein paar  
Marquiten oder Kornblumen. Ge-  
stern brachte sie zwei rote Rosen mit!  
Merkwürdig, daß die im Walde wach-  
sen.  
Und dann das Raufahren! Da  
ist der Leich mitten im Schat-  
ten dunkler Tannen. So ein armes  
Stadtkind, das nie in seinem Leben  
Gelegenheit zum Rudern gehabt hat,  
fühlst nun natürlich das Bedürfnis,  
sowie viel möglich umherzugondeln.  
Mit vielen „Ach's“ und „Oh's“ be-  
trübt sie das Boot. Sie ergreift beide  
Ruder. Sie plätschert damit im  
Wasser umher, wie mit dem Vöfel in  
der Bouillon. Die Sonne scheint  
heiß. Der Schirm muß aufgespannt  
werden. Zwei Ruder — ein Schirm!  
— Die Sache wird schon schief ge-  
hen! Natürlich! Das eine Ruder  
fällt ins Wasser — sie will es auf-  
fischen — der Rahn kippt um! —  
Welch' Glück und Segen, daß unser  
netter Reisegenosse zufällig in der

Nähe war! Er hat sich ihretwegen  
ins Wasser gestürzt.  
Selbstverständlich sind beide we-  
der ertrunken, noch hat unser netter  
Reisegenosse Gelegenheit gehabt, sich  
die Rettungsmedaille zu verdienen.  
Das Wasser war an der Stelle nur  
knietief! Sie sind aber pudelnah ge-  
wesen, und über und über bedeckt mit  
Entengröße!  
Ja — und aus ihren blonden  
Flechten hüpfte ein grau-grüner  
Wasserfrosch.  
Die Tochter meines Generals macht  
uns immer mehr Freude. Sie blüht  
in der Landluft förmlich auf. Ihre  
unglückliche Liebe scheint sie vollstän-  
dig überwunden zu haben. Ich hoffe  
sogar, neue Liebe ist in ihr unschul-  
digen Herzens eingezogen. Unser net-  
ter Reisegenosse, neuerdings „Addas  
Lebensretter“ genannt, ist jetzt fast  
immer hier. Er gefällt uns allen  
ganz ausgezeichnet, meine Frau ist  
sogar „entzückt“ von ihm. Sie meint,  
Generals würden sich freuen und uns  
ewig dankbar sein, wenn ihre Toch-  
ter hier ein neues Glück fände.  
Sie ist fast entschlossen, die offen-  
tundige Verehrung des jungen Man-  
nes nicht nur zu dulden, sondern sie  
sogar in jeder Weise zu fördern.  
Ich — auch!  
Die beiden jungen Leute sind nun  
fast immer beisammen. Sie spielen  
Tennis, reiten und rudern zusammen.  
Wir räumen ihnen alles aus dem  
Wege, was sie stören oder dem Gebe-  
hen einer Neigung hinderlich sein  
könnte. Ich freue mich schon auf das  
Glück meines Generals, wenn ich ihm  
seine Tochter mit einem so sympati-  
schen Bräutigam nach Hause bringe.  
Jedes alte Schloß hat bekanntlich  
seinen „Geist“, der programmgemäß  
„umgeht“. Jedenfalls, es ist totschid,  
einen solchen zu haben. Auch hier  
ist es der Fall. Es ist ein schwedi-  
scher Trompeter, dem im 30jährigen  
Kriege der Kopf abgeschlagen worden  
ist. Er trägt diesen Kopf nun der  
Einfachheit halber unter dem Arm  
und läuft damit jede Nacht von 12  
bis 1 Uhr spazieren. Aus einem  
Horn bringt er dabei unheimliche Töne  
hervor, oder ruft mit Grabesstim-  
me: „Vive l'empereur!“  
Es ist total unlogisch von einem  
schwedischen Trompeter, französisch  
zu sprechen, aber es ist nun mal so.  
Geister dürfen eben unlogisch sein.  
Wir sind nachts in steter Erwartung  
seines Erscheinens. Die Kinder liegen  
im Bett und ziehen die Decke über  
die Ohren. Es ist hochinteressant!  
Wir haben nun beschlossen, diesen  
Geist abzufangen. „Zu erlösen“, sagt  
meine Frau! Meine Frau hat immer  
so poetische Gedanken.  
Wir haben uns dazu alle im Dun-  
keln in der Diele versammelt. Auch  
„Addas Lebensretter“ blieb zu diesem  
Zweck die Nacht bei uns.  
Wir haben ganz still gefesselt  
den großen runden Tisch in der Die-  
le. — Als die alte Standuhr mit  
hellem Klang 12 Uhr geschlagen hat,  
sind wir zusammengesessen — ha-  
ben den Atem angehalten und vor-  
schriftsmäßig Herz klopfen und zur  
Decke gestäubte Haare gehabt.  
Tiefe Stille! — Nichts!  
„Du — ich höre etwas Schleichen!“  
flüstert meine Frau.  
„Ach, Unfuss!“  
„Ja, ja, sicher — es hat mich sogar  
im Vorbeigehen gestreift!“  
„Sei doch ruhig!“  
„Wieder tiefe Stille! — Da, ein Ge-  
räusch! — Ich höre es auch. — Un-  
heimlich, so mitten in Nacht und Dun-  
kelheit! Zwar nicht, wie die Töne  
eines Horns, nein, eher wie das Zwi-  
schern eines Vogels! Anhaltendes  
Zwitschern.“  
„Wirst Du mir auch treu sein,  
Adda?“ — Ach, Kurt, — Liebster,  
Liebster ich bin Dir ewig treu —  
und wenn sich die ganze Welt auf den  
Kopf stellt! — Ich hab' Dich ja  
so unfinnig lieb!“  
„Herrgott, träume ich denn?“  
Ganz deutlich habe ich doch diese  
Worte gehört!  
Sollte der Hausgeist, der Schwe-  
bentrompeter — sollte er? —  
Kurz entschlossen lasse ich meine  
kleine elektrische Taschenlampe auf-  
leuchten. In unserer Tafelrunde feh-  
len zwei, aber da hinten in der  
Schrankende, da stehen sie, die Tochter  
meines Generals und unser netter  
junger Reisegenosse. Sie halten sich  
fest umschlungen, sie flüstern leise —  
sie küssen sich —  
Hurrah, sie sind verlobt!  
„Vive l'empereur!“  
Ich habe dem jungen Paare mein  
Segen erteilt. Sie sind etwas  
verlegen gewesen und haben mich ge-  
beten, doch ein gutes Wort für sie  
bei meinem General einzulegen.  
Selbstverständlich habe ich sofort einen  
Brief (kleines Dienstformat) abge-

sandt, in dem ich die Vorzüge dieser  
Verbindung ins hellste Licht stellte.  
Ich habe befohlen dabei einfließen  
lassen, daß ich mir Mühe gegeben  
habe, sie zustande zu bringen und da-  
mit seine Tochter von ihrer un-  
glücklichen Liebe zu heilen.  
Ich erwarte nun baldige Antwort!  
Himmel, was wird sich mein Ge-  
neral freuen!  
Zwei Tage später.  
Ich weiß nicht, lasse ich mich nur  
verlegen, oder laufe ich mir Ohrläuter  
und Regenschirm, und nehme gleich  
meinen Abschied.  
— — — Es ist ein Brief von  
meinem General gekommen, entzückt,  
außer sich. — Er hat geschworen, mir  
nie wieder eine Tochter anzuver-  
trauen, wann ich mich so leicht über-  
listen lasse!  
Die Sache ist nämlich die, unser  
netter junger Reisegenosse, Addas  
Bräutigam, das ist doch eben der  
„windige Leutnant“, die unglückliche  
Liebe der Tochter meines Generals!  
— Ja, so etwas kann doch ausgerech-  
net auch nur mit passieren.

## Die tote Nixe.

Stizze von Arno Feld.  
Als Helga Hansen ihren Freund  
und Lehrer, den Professor Argander,  
fragte, ob er Lust habe, eine richtige  
ostfriesische Hochzeit mitzumachen,  
lachte der Riese sein abgrundtiefes,  
tollerndes Baklachen.  
„Wie kommen Sie denn auf so  
etwas, Elschen?“  
„Ich fahre heim, zur Hochzeit mei-  
ner Schwester.“  
„Und da wollen Sie mich mitneh-  
men?“  
„Wenn es Ihnen Spaß macht —  
gern. Ich denke mir, daß es Sie  
interessieren wird. In unserer Gegend  
haben sich noch die alten Bräuche und  
zum Teil sogar die Volkstrachten er-  
halten.“  
Johannes Argander legte die tisch-  
große, schwere Palette, die außer ihm  
niemand auch nur drei Minuten hal-  
ten konnte, beiseite und näherte sich  
dem hochlehnten Stuhl, in dem  
Helga Hansen eine Zigarette rauchte.  
Ihr zierliches Fräulein reichte mit  
den Kinderfüßen nicht bis auf den  
Teppich.  
„Was sie sagen!“ äußerte er inter-  
essiert. „Da gibt es wohl auch was  
Rechtes zu essen und zu trinken?“  
„Acht Tage lang nichts wie das.“  
„Hochdunneleuchtung!“  
Wieder tollerte das tiefe Lachen.  
In Helgas seinem, etwas wächsernen  
Gesichtchen leuchteten nur die dunkeln,  
raffelhaften Augen. Rätselhaft —  
weil sie im Lachen strahlendes Lebe-  
n hatten, erst aber jenen leeren, un-  
heimlichen Ausdruck der Kurzschäftigen,  
die kein Glas tragen. So sah sie auch  
jetzt zu ihm auf.  
„Des weiteren würden Sie an der  
friesischen Rüste für Ihre „tote Nixe“  
bessere Studien machen, als hier an  
den stillen Binnengewässern.“  
Der Professor hob ein Stück  
alten flandrischen Brots von dem  
nächsten Schmel und ließ sich nach-  
denklich nieder.  
„Wissen Sie, Elschen — die Idee  
ist gar nicht so übel. Namentlich was  
die Seestuben betrifft. Aber wie  
wird's mit dem Akt? — Sie haben  
mir's abgeschlagen —“  
„Daher ließe sich darüber reden.“  
Unter den harten Brauen leuchteten  
seine Augen hell auf.  
„Dann wird's gemacht! Wann soll  
es losgehen?“  
„Übermorgen ist die Hochzeit. Wir  
mühten morgen früh abreisen.“  
„Hm, ja — es ist ein verflühtes  
Ende von München bis da hinauf an  
die Wasserarten.“ — Noch einige Se-  
kunden überlegte er, während die  
weiße, breitknöchige Hand im Stirn-  
haar kraute. — „Und Sie meinen,  
daß ich nicht lästig falle?“  
„Aber ich bitte Sie! Viel Gäß',  
viel Gäß' heißt es bei uns.“  
„Also gut! Helfen Sie mir gleich  
ein paar Postkarten schreiben, damit  
die Schwabinger Bande morgen nicht  
erst anschwirrt zum Unterricht. Sie  
haben mir übrigens in den ganzen  
vier Jahren noch nichts erzählt von  
Ihrer Familie — und daß Sie  
Schwestern haben. Sind die älter  
oder jünger?“  
Helga verzog den schmalen, blaß-  
roten Mund. Es konnte ein Lächeln  
sein — oder anderes. Sie ließ den  
Rest der Zigarette fallen und glitt  
aus dem Stuhl auf die Füße.  
„Och älter?“  
Der Professor sah ihr verdutzt nach,  
als sie zum Schreibtisch ging und  
dort in dem Chaos von Papieren und  
Büchern nach Karten suchte.  
„Was heißt das... wie alt sind  
Sie denn überhaupt?“  
„Elschen ist einunddreißig — ge-  
wesen.“

Ironisierende Kofetterie lag darin.  
„Hochdunneleuchtung!“ staunte der  
Professor, indem er die Fäuste in  
die Seiten stemmte. „Das ist das  
erste, was ich höre.“  
„Je nun, Sie haben mich nie ge-  
fragt. Und von selbst spricht man  
doch nicht davon, daß man über die  
dreißig hinaus ist.“  
„Da wäre ich also nur sechs Jahre  
älter als Sie!“  
„Stimmt.“  
„Kind, das ist doch nicht möglich!  
Ihren Aussehen nach.“  
„Ja, das Aussehen!“ Sie lehnte  
sich in den Sessel zurück und schaute  
durch die Glaswand des Meisters in  
den Garten hinaus. „Dieses Aussehen  
und etliche Sonderart, die wohl da-  
mit zusammenhängt, haben mich  
schon aus meinem eigentlichen Le-  
bensgleise gebracht. Friesische Groß-  
bauernstöcher werden sonst nicht Ma-  
lerinnen — müssen Sie wissen. Die  
schaffen tüchtig in der Wirtschaft und  
heiraten mit achtzehn.“  
„Und weshalb haben Sie nicht ge-  
heiratet?“  
Helga Hansen wandte den Kopf  
mit dem gekippten, über Stirn  
und Ohren gewellten Haar vom Fen-  
ster ab, und die dunkeln Augen  
schauten leer und glanzlos zu ihm  
auf.  
„Weil mich niemand gemocht hat.“  
„Aber Elschen — Sie sind doch ein  
so lieber Kerl!“  
Ein flüchtiges Rot stieg ihr in die  
Stirn.  
„Schon als Kind nicht,“ betonte sie  
mit Nachdruck. „Die Leute daheim  
erzählen sich, daß ein Fluch auf mir  
lastet — der Fluch einer Zigeunerin,  
die von meiner Mutter beim Wäsche-  
stehen abgefangen wurde. Deshalb bin  
ich keine blonde, starke Marschdeckerin  
geworden, sondern eine Puppe, die  
den Burschen zu zerbrechlich schien.  
Jedenfalls hat keiner um mich ge-  
fragt. Mit sechszwanzig, nachdem  
die Mutter gestorben, bin ich dann  
fortgegangen... um meinen großen,  
blonden, richtig friesischen Schwelmer  
nicht im Wege zu stehen. Es wird bei  
uns streng der Reize nach geheiratet  
— müssen Sie wissen. Solange die  
Älteste im Hause ist, kann die nächste  
nicht unter die Haube. Und eine längere  
Wartzeit mochte ich den Schwel-  
mer nicht zumuten — ganz abge-  
sehen von dem knurrigen Gesicht, das  
Water schon lange machte.“  
„Armes Wurm —“  
„Wieso? Ich fühle mich ganz wohl.  
Und es ist allen geholfen. Eine hat  
schon drei Buben. Hanna heiratet  
übermorgen, und um die letzte, die  
Annemarie, ist mir nicht bange. Mit  
ihren meterlangen, dicken, torblon-  
den Zöpfen ist sie die hübscheste und  
trotz ihrer knapp sieben Jahren  
eine Kriemhild von Gestalt.“ — Wo  
haben Sie eigentlich die Postkarten,  
Professor?“

Da er sich über sie beugte und im  
gemeinsamen Suchen ihre Hand be-  
rührte, zuckte Helga Hansen kaum  
merklich zusammen und rühte mit  
dem Sessel beiseite.  
\* \* \*  
Hochzeit und Nachfeier waren schon  
zehn Tage vorüber — und Professor  
Argander weilt immer noch auf dem  
Schulzenhof von Bensloe. Er war  
begeistert von dieser stillen, frucht-  
schweren Natur und fast mehr noch  
von dem Menschenschlag, dem er sich  
nach Art und Wesenheit verwandt  
fühlte.  
Geschafft aber hatte er noch nichts.  
Es kam ihm das endlich wie eine Art  
Pflichtverletzung zum Bewußtsein,  
als er Helga eines Tages mit dem  
Malgerät auf der Dübendörse fand  
— da, wo der Weg abbog, der durch  
den Buchenwald nach der Düne und  
dann zum Meere führte.  
Er warf sich neben der Staffelei  
ins hohe Ried und starrte mit seltsam  
staderndem Blick über die Korn-  
felder, die im Winde grün-goldene  
Wogen trieben. Minutenlang...  
Dann stieg er sich auf den linken  
Arm und strich mit der Rechten über  
Augen und Stirn.  
„Es ist ein Skandal, Elschen, daß  
ich in bald drei Wochen noch keinen  
Pinfel angeht habe.“  
„Die Arbeit läuft Ihnen nicht  
fort.“  
„Das sagen Sie so. Die Schwabinger  
schreiben schon ungeduldige  
Anschickarten, und länger als vier  
Wochen kann ich doch Ihrem alten  
Herrn nicht gut auf dem Hals liegen.  
Herrgott, ist das ein prachtvoller  
Mensch!“  
Helgas Augen leuchteten auf ihn  
herab.  
„Genau so beurteilt er Sie, Pro-  
fessor. Der ganze Hof und das Dorf  
schwärmen von Ihnen. Man verfährt  
sich ordentlich mit mir, da die „tote  
Zigeunerin“ einen solchen Freund  
und Lehrer hat.“  
„Was Sie wieder dahereben!“  
„Das sei wieder dahereben!“  
gröhlte sein Waß. Aber er lächelte da-

bei, und es klang nur gezwungen  
ernst, als er hinzufügte: „Nein, nein  
— das geht nicht weiter. Von morgen  
ab bin ich den ganzen Tag an der  
See. Und werden Sie Wort halten,  
Elschen?“  
Sie beugte sich näher an die Staf-  
fellei.  
„Morin —“  
„Elschen, Sie wissen, daß ich kein  
anderes Modell brauchen kann für  
das, was mir vorhebt. Es ist, als  
wenn der liebe Herrgott Sie mir  
eigens für die tote Nixe geschaffen  
hätte — —: diese Schuppenlinien,  
das Kindliche und doch Reife — und  
die Augen vor allem! Diese seltsamen  
toten Augen, sobald Sie ernst drein-  
schauten. Das alles brauche ich. Und  
Sie sind doch mein kleiner Freund  
und Kamerad, Elschen, nicht wahr?“  
Helga nickte.  
„Na also!“  
Dann trat wieder das unruhige  
Flackern in seinen Blick, und er  
schluckte, als würde ihm etwas. Große  
Büschel des dünnen Grafes rupfte er  
aus und streute sie umher.  
„Und da Sie mein Freund sind,  
Elschen, so gehe ich Sie noch in einer  
anderen Frage um Rat an. Sehen Sie  
mal — — ich habe das Hofeme-  
leben gründlich satt. Die Ueberjüng-  
linge und Malweiblein von München-  
Schwabing haben's mir vererbt.  
Eigentlich schon lange. Nur die Ge-  
wohnheit hat mich das noch ertragen  
lassen. Seit ich diese reine Luft ge-  
atmet und die starken, stolzen Adels-  
menschen hier kennen gelernt habe,  
denke ich schauernd an das Bgmä-  
denvolk, an den Verkehr mit ihm in  
Cafés und Speisehäusern. Ich möchte  
ein Heim haben, Elschen — mit einer  
guten, tüchtigen Frau, die auch wirt-  
schaftlich zupackt und mich in Ord-  
nung hält. Und — — na also  
kurz und schmerzlos: ich bin dahin-  
tergekommen, daß ich alter Gsel...  
daß mein Herz an Annemariens  
Zoffschleife baumelt. Verriecht, was?“  
In besangener Frage, beinahe ver-  
stört, sah er zu ihr auf. Helga Hansen  
arbeitete in ruhigen glatten Pinfel-  
strichen an ihrer Skizze.  
„Weshalb verriecht? Nur würden  
Sie sich noch anderthalb Jahr gedul-  
den müssen. Vor achtzehn kommt keine  
vom Schulzenhof.“  
„Und wenn ich drei Jahre warten  
sollte!“ eiferte er begeistert, indem er  
sich in den Knien aufrichtete. „Woh  
einige Genüßlichkeit möchte ich haben,  
daß der Bierzigjährige nicht ausge-  
lacht wird, wenn er zu gegebener Zeit  
anklopft.“  
„Das können Sie unbesorgt heute  
schon tun.“  
„Ist das Ihr Ernst, Elschen —  
Ihr voller Ernst?“  
Helga nickte... da riß er sie in  
tapsiger Bärenhaftigkeit an sich —  
um sie gleich darauf erschrocken frei-  
zugeben. Es war ein entsetzlicher  
Schrei, den Helga ausgehoben. Als  
der Riese ihre Hand nahm und wie  
ein Kind um Verzeihung bat, verzog  
sie den schmalen, blaßroten Mund.  
Es konnte ein Lächeln sein — oder  
anderes.  
\* \* \*  
Da Sie mir weghaten, werden  
Sie zur Strafe das Bild verbessern  
und beenden.“  
Feuerfreudig griff er nach der Pa-  
lette, die ihr einfallen war und malte.  
Eine Weile sah Helga schweigend zu,  
wie ihre Skizze unter der breiten,  
schmissigen Art des Meisters sich in  
ein Kunstwerk verwandelte.  
„Wann sind Sie morgen an der  
See?“ fragte sie dann beiläufig.  
„Ich denke — der Beleuchtung we-  
gen gegen acht.“  
„Also gut — — Sie werden  
mich dort finden.“ Damit wandte sie  
sich ab und ging.  
\* \* \*  
Am andern Morgen erfuhr der  
Professor von Annemarie mit der  
er seit gestern abend versprochen war,  
daß Helga schon vor fünf zum Baden  
an die See gefahren sei — mit dem  
gelben Boot.  
Er machte sich eilig auf den Weg,  
hatte aber die Dübendörse noch nicht  
erreicht, als ihm der leichte, hoch-  
räderrige Waagen langsam entgegenkam  
— — führerlos. Nur Kleider,  
Strümpfe und Schuhe lagen auf den  
Eigen.  
Eifrig Klammer krampften sich ihm  
ums Herz.  
Er wandte das Gefährt und  
sprang auf. Als er den abgehenden,  
schaumverfönden Gaul an der Bucht  
parierte, fand er Helga Hansen...  
wie er die Nixe hatte malen wollen  
— — halb unter Wasser — und  
tot.  
— Kritiker. Heinrich Hart, der  
gefürchtete Kritiker, fällt einst über  
das Konzert eines unglücklichen Sän-  
gers, Namens Hahn, folgendes Ur-  
teil: „Als der Hahn das drittmal  
gekräht hatte, ging das Publikum  
hinaus und meinte bitterlich.“